

Nr. 258 Bromberg, den 10. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

9. Fortsetzung.)

„Aber Guste!“ wiederholte Herr Frixen und räusperte sich besonders ausdrucksvoll.

Auch Mandus glaubte jetzt etwas zur Beruhigung seiner Mutter beitragen zu müssen und begann den Kapitän sogar zu loben. Doch je mehr er ihn herausstrich, um so reichlicher flossen ihre Tränen.

„Siehst du, siehst du!“ barmte sie mit fast erstickter Stimme. „Wie schlecht dieser Mensch ist! Und dabei hat er dir's in die Hand versprochen! Ich krieg' wieder meinen Zustand!“

Vater und Sohn sahen sich an und schwiegen und faßten sich in Geduld.

Dann tat der Vater einen gründlichen Seufzer, mit dem er einige der schönsten Hoffnungen begrub, nur nicht das Hotel mit dem Fahrstuhl und den vielen elektrischen Klingeln, hustete dreimal und sprach: „Komm, Guste! Du kannst doch nicht ewig hier sitzen bleiben und heulen! Geh'n wir an Bord!“

„Auf das abscheuliche, schmierige Schiff?“ wimmerte sie entsetzt.

„Oho!“ begehrte Mandus auf. „Unsere Fortuna ist so sauber wie deine gute Stube!“

„Igitt! Igitt!“ schüttelte sie sich. „Und all das rohe, gemeine Volk!“

„Das ist man halb so schlimm!“ bemerkte Greggers, der indessen herangetreten war, und lüftete seine Mütze.

Frau Frixen fuhr entsetzt zusammen und beharrte nun erst recht auf ihrer Weigerung. Schon mit einem Fuß auf der Laufplanke, behauptete sie noch immer steif und fest, niemals das Deck betreten zu wollen.

Greggers nahm den Koffer, und Tetje und Kuno streckten ihr die Hände entgegen, um einen Unfall zu verhüten.

„Pfui! Wie schwarz!“ dibberte sie.

„So komm doch, komm doch, Guste!“ lockte Herr Frixen. „Du mußt doch wenigstens sehen, wo der Junge schläft!“

Das gab den Ausschlag, und sie ließ sich an Bord lotsen.

Ihre Aufmerksamkeit wurde zunächst durch das schöngemaserte Holz der frischgewaschenen Decksplanken erregt. So fein war ihr Dielenholz zwar nicht, dafür aber war es viel besser geschrubbt und geölt. Bevor nicht der Fußboden ihrer guten Stube glatt zum Ausgleiten und Hinschlagen war, durfte sich kein anderes Lebewesen hineinwagen.

In herzzerreißenden Tönen aber drückte sie ihr Entsetzen aus, als sie das Logis betrat.

„Puh! Diese stickige Luft!“ röchelte sie. „Das ist ja gar nicht zum Aushalten!“

„Das gibt sich schon!“ erklärte Greggers die Sachlage. „Wenn wir auf See sind, da haben wir manchmal viel zuviel frische Luft hier drin.“

Mit geübtem Hausfrauenauge durchforschte sie diesen sonderbaren Wohn- und Speiseraum. Die blakende Petroleumlampe über dem Eßtisch begutachtete sie unter allen Zeichen des schrankenlosen Ekels. Zwar tropfte sie vorderhand nicht mehr, denn Jakob Segger hatte ihr den Bierfilz untergebunden, der ihm in die Rocktasche geraten war, als er heute morgen bei Kaspar Maasböl einen Abschiedsgrog genehmigt hatte.

Da vernahm Frau Frixen aus einer Ecke tiefe, fettige Schnarchtöne. Neugierig wagte sie sich näher, fuhr aber sofort wieder in den Lichtkreis der Lampe zurück, als hätte sie auf eine Klapperschlange getreten.

„Da liegt ja einer!“ rief sie sittlich entrüstet.

„Ja, das ist hier nicht anders!“ schmunzelte Tetje. „Tun Sie nur so, als ob Sie zu Hause wären! Der läßt sich nicht stören.“

Es war kein anderer als Menno Pickenpack, der seinen Rausch ausschlief.

Mandus wies nun der Mutter seine Lagerstätte, die neben der des Schnarchers lag. Fassungslos starrte sie in die Koje.

„In so einer Kiste soll der Junge schlafen?“ hauchte sie aus Angst vor Menno Pickenpack, der jetzt an einen besonders dicken Ast geraten war, und rang die Mutterhände. „Und nicht mal einen Kleiderschrank hat er!“

„Adam und Eva hatten auch keinen!“ sprach Herr Frixen und verstaute kurzerhand den wertvollen, mit Kleidungsstücken und Eßwaren angefüllten Koffer an die Kojenwand. „Hier kannst du deine Füße gegenstemmen, Mandus, wenn das Schiff zu toll wackelt.“

„Das kann ich ja tun!“ nickte Mandus, der Seemann, ohne sich an der unfachmännischen Ausdrucksweise zu stoßen.

Darauf blies Herr Frixen das Rückzugssignal und überreichte dabei der Mannschaft zwei eigens zu diesem Zweck mitgebrachte Tüten voll Zigarren. Greggers und Tetje fühlten sich nun verpflichtet, Mandus und seine Eltern bis zur Laufplanke zu begleiten. Und die andern bis auf Menno Pickenpack gingen zur Gesellschaft mit.

„Wenn das Schiff aber untergeht!“ stöhnte Frau Frixen und reckte die gefalteten Hände himmelwärts.

„Nur keine Angst!“ sprach Greggers und drückte ihr zur Beruhigung die Rechte. „In zehn, elf Monaten sind wir wieder zurück.“

„Aber der Junge, der arme Junge!“ klagte sie. „Er ist doch so schrecklich wagehalsig! Wenn er nun krank wird?“

„Der sieht nicht so aus!“ schnappte Kuno Leek ein.

„Und wenn er ins Wasser fällt!“ zeterte sie.

Er kann doch schwimmen!“ brummte der Vater.

„Sorgen Sie sich man nicht, Frau Frixen!“ meinte Greggers. „Ich will schon auf ihn passen!“

„Und ich bin ja auch noch da!“ nickte Tetje und reichte Herrn Frixen die Hand.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!“ sprach er würdevoll und opferte nun auch den Inhalt seiner Zigarrentasche. „Wenn mir der Junge heil und gesund zurückkommt, dann hat die ganze Mannschaft drei Tage lang bei mir frei Essen und Trinken.“

Mandus nickte dazu ganz gravitätisch.

Frau Frixen war sprachlos.

„Hurra!“ schrie Kuno Leek und schwenkte die Mütze.

„Wir kommen!“ brüllte Karsten Kiekbusch. „Ganz bestimmt! Und das nicht zu knapp!“

Jetzt nahm Frau Frixen von Mandus Abschied. Er hielt stille. Dreimal sah er sich mit steigender Heftigkeit ans zuckende Mutterherz gepreßt, und zwar am Anfang der Laufplanke, an ihrem Ende und auf dem Fährponton des Hansahöfts.

„Wenn es dir nicht mehr gefällt“, wisperte sie ihm ins Ohr, „dann kommst du sofort nach Hause. Und hier hast du das Geld für die Rückreise.“

Damit drückte sie ihm blitzschnell etwas Papierartiges, Zusammengefaltetes in die Hand. Rasch gab er ihr einen Abschiedskuß.

„Glückliche Reise!“ wünschte ihm der Vater mit etwas wankender Stimme und küßte ihn gleichfalls.

Nun schoß einer der flinken, grünen Fährdampfer heran und davon.

Mandus stand und winkte, bis seine Eltern hinter dem Kaiserhöft verschwunden waren. Darauf ging er zur nächsten Straßenlaterne und besah sich das Geld. Es waren zwei Hundertmarkscheine.

„Donnerwetter!“ lachte er unsicher und steckte sie ein.

Von jedem Hafen aus wollte er nach Hause schreiben, wie sehr es ihm an Bord gefiel! Und wenn Jonni auch noch so eklig war, er wollte es nicht verraten. Und von dem Geld wollte er in Amerika allerhand Einkäufe machen, weil es da billiger war als in Hamburg. Das hatte ihm Greggers erzählt. Für den Vater wollte er einen ganz teuren Spazierstock mitbringen und für die Mutter einen Bettvorleger. Der alte hatte schon die Motten. Und für Selma wollte er ein großes, buntes Seidentuch einkaufen, weil sie so nett zu ihm gewesen war. Kapitän wollte er werden! Und wenn dann Selma zu ihm käme und mit ihm fahren wollte, dann würde er ihr die allerbeste Kajüte auf seinem Schiff geben und keinen Pfennig dafür berechnen.

Das alles dachte er, als er in der Koje lag. Und dann schlief er ein, ohne sich im geringsten um die Härte des Lagers und um die durchdringenden Schnarchtöne seines Nachbars zu kümmern.

Um sieben Uhr morgens erschien Jonni mit Frau und Tochter. Gleich darauf schoß ein breitbugiger Schlepper heran und nahm die Bark Fortuna auf den Haken. Dann kam der Lotse an Bord. Jonni ging mit ihm auf eine halbe Stunde in die Kajüte, denn er wollte mit der Ebbe stromab, und die hatte noch nicht eingesetzt.

Jetzt hetzte mit langen Sprüngen Tetje heran und stolperte über die Planke an Deck. Er war die letzte Nacht aus besonders zwingenden Gründen an Land geblieben und schwang zu seiner Rechtfertigung ein fürchterlich beleibtes und zerfetztes Buch in der Rechten.

Klaus Störtebecker, der gewaltigste aller Seeräuber, stand mit blutgetränkten Lettern auf dem Umschlag.

„Die ganze Nacht hab' ich danach gesucht!“ erklärte er wichtigtuerisch.

„Wo denn?“ schmunzelte der Segelmacher anzüglich. „Auf der Großen Freiheit in Altona!“

Tetje überreichte das Buch feierlichst dem Koch, der es ziemlich argwöhnisch entgegennahm.

Elbabwärts.

Greggers hißte unterdessen an der Gaffel die schräggeteilte Zollflagge. Dicht darüber wehte die Reichsflagge, vom Besantop die drei silbernen Türme der Vaterstadt und vom Großtop die Flagge der Reedereigenossenschaft, ein weißer, warmer Händedruck im grünen Felde. Im leichten Südwest wiesen diese vier flatternden Tücher nach Hamburg hin.

Der Kapitän und der Lotse traten nun aus der Kajüte.

„Alles an Bord?“ fragte der Lotse.

„Kuno fehlt!“ schrie Tetje.

Kuno wurde gesucht, aber nicht gefunden.

„War er diese Nacht an Bord?“ forschte Jonni wütend.

„Ich hab' ihn seit gestern abend nicht gesehen“, bekannte Greggers.

„Er wird wohl noch in St. Pauli tanzen!“ bemerkte Menno Pickenpack hämisch.

Jonni würdigte ihn keiner Antwort und wartete noch eine Viertelstunde.

„Leinen los!“ befahl er dann und stellte sich neben den Lotsen aufs Achterdeck

Die haltenden Taue wurden abgeworfen, die Laufplanke eingeholt, und der Schleppdampfer zog an, tutete tüchtig und brachte die Fortuna von der Kaimauer ab. Stetig und immer schneller wuchs der Spalt.

„Als er gut fünf Meter breit war, stob Kuno eilig wie ein Wiesel vom Hansahöft herbei. Er winkte und schrie, aber dadurch kam er nicht an Bord.

„Geh du man wieder nach St. Pauli tanzen!“ brüllte Menno Pickenpack hinüber.

Kuno stellte das Winken ein und schaute der davongleitenden Fortuna nach wie der Kater der Taube. Dann rannte er wieder zum Hansahöft zurück. Den letzten Groschen war er diese Nacht glücklich losgeworden, seit gestern morgen hatte er kein Auge zugemacht, und die Beine waren ihm ebenso ungelenk wie der Kopf.

Aber er biß die Zähne zusammen und lief. Er sprang auf den grünen Dampfer, Bürgermeister Hummel war sein Name. Die Fahrgastkontrolle fand erst auf den St.-Pauli-Landungsbrücken statt. Bis dahin konnte er ohne Geld kommen!

Der Bürgermeister Hummel quirlte sich fauchend durch die Hafenbecken. Kuno lief auf dem eisernen Deck hin und her, als sei es glühend. Die Fortuna blieb immer sechs Schiffslängen voraus.

Jetzt biß er sich in heller Verzweiflung auf allen zehn Fingernägeln herum. Endlich wandte er sich an den Steuermann.

„Das ist mein Schiff!“ bettelte er in den katzenjämmerlichsten Tönen. Ich muß an Bord! Wenn ich nicht mitfahre, geschieht ein Unglück.“

„Fortuna!“ grinste der Hummel-Steuermann und wies auf das Heckschild der Bark. „Hast gebummelt?“

Kuno nickte zerknirscht.

„Und nicht zu knapp?“ fragte der Steuermann weiter.

„Kannst du nicht ein bißchen längsseits gehen?“ bat Kuno.

„Will mal sehen, was sich machen läßt,“ brummte der andere und ließ das Ruderrad durch die Hände laufen.

So kam der kleine, grüne Hafendampfer der Fortuna hart an die Steuerbordseite und heulte einigemale auf.

Auch Kuno heulte, schlimmer als eine Fairplaysirene, Tetje streckte den Kopf über die Reling, ein dünnes Tau kam angeflogen, Kuno holte es mit Affengeschwindigkeit ein, schlug ein Auge und steckte Kopf und Arme durch.

Dann fiel der Hafendampfer nach Steuerbord ab, sechs Fäuste holten das Tau auf der Fortuna ein, und Kuno schoß, mit der Mütze voran, in die Elbe hinein.

Zwei Minuten später war er an Bord.

Mandus bewunderte die nautische Heldentat nach Gebühr. Aber Jonni geriet darüber beinahe aus dem Häuschen und rüffelte Kuno furchtbarlich herunter.

„Grüner Junge!“ schimpfte Menno Pickenpack, aber Kuno hielt ihm sofort die triefende Faust unter die Nase.

„Willst du was?“ zischte er einladend. „Du hast den ersten Schlag, der zweite ist Leichenschändung.“

Menno Pickenpack trat schleunigst den Rückzug an, und der Bordfriede war wiederhergestellt.

Mandus stand auf der Back, wo die Schlepptrosse aus der Klüse lief, und ließ das große Wandelpanorama des rechten Elbufers an sich vorübergleiten. Zuerst blieb Hamburg zurück mit seinen sechs Türmen, die sich langsam hintereinander stellten, so daß zuletzt nur noch der große Michel zu sehen war. Dann rückte die plumpe, vierkantige Seewarte heran mit den beiden St.-Pauli-Brücken, die nach den alten Hamburger Seehelden Kersten Miles und Simon von Utrecht hießen, und endlich kam Altona, vor dessen geräumiger Fischhalle vierzehn kleine, wetterfeste Fischerewer lagen. Von der anderen Elbseite dröhnten die Niethämmer der großen Schiffswerften.

Nun erschien und schwand rechts das liebliche Neumühlen mit Oevelgönne. Der Süllberg kam voraus in Sicht, und ihm gegenüber fächelte eine Altenländer Windmühle durch die klare Morgenluft.

Die Elbe lag ruhig wie ein silberner Spiegel. Ein paar Buttfischer holten nahe am Ufer außerhalb des Fahrwassers, das sich immer weiter vom linken Ufer entfernte, ihre Garne ein. Ein großer Schnelldampfer, auf dem Achtermast die blauweiße Flagge mit dem gelben Hapagschild, überholte sie und rauschte vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Montecuccoli.

Eine Geschichte von der Schlacht bei Lützen von S. Droste-Hülshoff.

Die Sonne meinte es noch recht gut mit den Wienern an jenem Novembertage des Jahres 1632. Über das kurze Gras der herbstbraunen Basteiwiesen vor der Wienerstadt strich, von Süden kommend, ein gelinder Föhnwind, dessen lauer Hauch die Späte der Jahreszeit vergessen ließ. An den Grabenrändern der Stadtbefestigungen stand noch hier und dort ein Busch oder Strauch im Schmucke flammendbunten Laubes, und in den kleinen Bauerngärten der Vororte sah man sogar vereinzelt noch Beete voll verspäteter Herbstblumen. Früh jedoch zogen dann von der Donau und von den Praterauen die feuchten Abendnebel herauf. Sie umhüllten den wie zartes Spitzengeriesel vom Himmel sich abhebenden Turm von St. Stefan, den zierlichen Helm des reizvollen Kirchleins „Maria am Gestade" und all die anderen Türme und Dächer Wiens mit feinen Schleiern, so daß dem jungen Offizier, der sich auf abgehetztem Rosse von Klosterneuburg her näherte, die verbastionierte Stadt wie eine niedrige vieleckige Schachtel unter dem dämmeigen Abendhimmel zu liegen schien. Immer wieder sauste seine Gerte auf das schaumbedeckte Fell des Pferdes herab, das mit letzter Kraft quer über die von späten Gänseblümchen bedeckten Felder und Wiesen raste.

Endlich war das Schottentor erreicht. Der junge Offizier brauste hindurch, ohne sich um die herbeieilenden Torwächter zu bekümmern, sprengte durch die Gassen, wo hinter den Butzenscheiben der Bürgerhäuser schon da und dort abendliche Lichter aufleuchteten, und rücksichtslos mitten durch eine Horde Kinder, die auf einem freien Platz spielten und nun entsetzt schreiend auseinander stoben. Im Schweizerhof der Hofburg sprang er endlich von dem fast zu Tode getriebenen Pferde und verlangte, unverzüglich vor den Kaiser geführt zu werden, dem er höchstpersönlich wichtigste Nachrichten vom Kriegsschauplatz überbringen müsse. Man erwiderte ihm, daß man ihn, bestaubt und beschmutzt wie er war, unmöglich vorlassen könne — und als daraufhin der junge Offizier die Posten einfach beiseite schieben wollte, stellte sich ihm der Hauptmann der Leibgarde mit ausgebreiteten Armen in den Weg. Das aufgeregte Reden der beiden hallte in dem engen Hof wider, und plötzlich öffnete sich im ersten Stockwerk der Burg ein Fenster. Ein älterer Mann blickte heraus und erkundigte sich, was es da unten gebe. In ehrerbietiger Haltung meldete der Hauptmann der Leibwache den Vorfall. Der Mann am Fenster — es war der Kaiser selbst — schüttelte mißbilligend den Kopf und brummte ein ärgerliches: „Wann wichtige Meldungen einlaufen, macht man doch keine solchen Umständ'." Dann befahl er, den Boten sofort herauf zu geleiten.

Wenige Minuten später stand der junge Offizier im großen Empfangsgemach zum ersten Mal in seinem Leben Ferdinand II. gegenüber. Dessen heitere, gutmütige Art verscheuchte bald jegliche Scheu, und der junge Bote berichtete nunmehr rasch, klar und unbefangen von dem Ereignis, das zu melden ihn sein Oheim, der Generalfeldzeugmeister Graf Montecuccoli auf schnellstem Wege hierhergesandt hatte: Daß am sechzehnten November bei dem Orte Lützen im Sächsischen zwischen den Schweden unter König Gustav Adolf und den Kaiserlichen unter Wallenstein, Herzog von Friedland und Pappenheim eine gewaltige Schlacht stattgefunden habe. In dem Raume zwischen dem Mühlgraben und dem Floßgraben einerseits und dem Galgenberge andererseits hätten Schweden und Kaiserliche den ganzen Tag über bis zum Einbruch der Nacht mit ungeheurer Zähigkeit gekämpft, ohne daß jedoch den einen oder anderen entscheidende Siege beschieden gewesen wären. Pappenheim sei tödlich verwundet, Wallenstein selbst schwer verletzt worden und Herzog Bernhard von Weimar habe dann endlich die Kaiserlichen zurückzudrängen vermocht. Daraufhin hätte der Herzog von Friedland, durch seine Verwundung und die zunehmende Dunkelheit an der vollen Entfaltung aller Kräfte verhindert, beschlossen, die Schlacht abzubrechen und sich mit den verbliebenen Truppen nach Leipzig zurückzubegeben. Dieser Rückzug aber werde reichlich aufgewogen durch die Tatsache, daß Gustav Adolf, der König von Schweden, auf dem Schlachtfelde von Lützen den Tod gefunden habe. —

„Was? Der Schwedenkönig ist gefallen?" fragte der Kaiser ungläubig.

Der Bote nickte. Im Laufe des Nachmittags seien auf der Meuchener Gemeindeflur, wo die Schlacht tobte, Nebel aufgestiegen, und in dem heftigen Ringen Mann gegen Mann wäre auch der König tödlich getroffen worden, ohne daß man dies zunächst überhaupt bemerkt habe. Erst viel später sei der Körper Gustav Adolfs unweit eines großen Feldsteins mitten unter anderen Toten und von den Huftritten der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt aufgefunden und in die kleine Dorfkirche von Meuchen gebracht worden. Dort und auf dem Schlachtfelde hätten die Schweden dann die ganze Nacht bei dem gefallenen Führer und seiner Sterbestätte Wache gehalten — und ein schwedischer Junker, der gleichzeitig mit dem König verwundet, aber noch länger am Leben geblieben sei, habe noch einiges von den letzten Augenblicken Gustav Adolfs berichten können.

Während der Erzählung des jungen Offiziers war es im Raume fast finster geworden, und die zierliche Gestalt des Kaisers hob sich nur noch undeutlich von dem helleren Rahmen des Fensters ab. Ferdinand II. schwieg lange. Endlich sagte er langsam: „Du hast recht. Durch den Tod des Schwedenkönigs sind unsere gewiß schweren Verluste wohl mehr als aufgewogen. Dir soll's darum auch nicht vergessen werden, daß du mir die Nachricht so überaus schnell überbracht hast. Du heißt Raimund Montecuccoli und bist der Neffe des Feldzeugmeisters?"

„Jawohl, Majestät!"

„So sollst du eine ansehnliche Belohnung erhalten. Auch werd' ich dir ein Regiment meiner Dragoner verleihen — die sollen dann für alle Zeiten den Namen ‚Montecuccoli-Dragoner' führen und ihre Befehlshaber zur Erinnerung an den heutigen Tag immer den Vorzug haben, stets ohne alle Umstände vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen."

Wie der Kaiser bestimmte, so geschah es. Raimund Graf von Montecuccoli wurde später noch Fürst von Melfi und ein hochgeehrter österreichischer Feldherr. Auch nach seinem Hinscheiden behielt das vornehme Dragonerregiment, das er geführt hatte, seinen Namen bei. Noch bis zum Zerfall des Habsburgerreiches im Jahre 1918 genossen die Kommandeure der Montecuccoli-Dragoner ein seltsames Recht: Immer, wenn das Regiment, wie es seinerzeit der Brauch zu sein pflegte, längere Zeit nach irgendwelchen Orten der weiten Monarchie abkommandiert gewesen war und nach der Landeshauptstadt Wien zurückkehrte, dann marschierte die Truppe mit klingendem Spiel sofort zur Hofburg, wo der Kommandeur im Dienstanzug vom Pferde stieg und ohne Anmeldung geradeswegs in die Gemächer des Kaisers ging, um dem Herrscher seine Meldung zu erstatten.

Der Pfeifer.

Skizze von Rudolf Nanjok.

Schon lange, bevor der Lehrer Karl Bistritz sich auf die Geburt eines Sohnes zu freuen wagte, standen für ihn die Grundsätze fest, nach denen er ihn erziehen wollte. Er freute sich in seinen Träumen auf einen Knaben, dessen Wesen man lieben mußte. Der Ersehnte traf eines Tages, gleichzeitig mit der Morgensonne, in dem kleinen Schulhäuschen ein, aber als der Abend kam, ging es mit der Mutter zu Ende. Sie starb fast lächelnd vor Freude.

Der Knabe blieb in den ersten Monaten seines Lebens ebenso schweigsam wie der Vater, dessen Schmerz nur Schweigen kannte. Kein spontaner Schrei, kein singendes Lallen entquoll der jungen Brust. Zu Anfang des zweiten Jahres sollen Kinder gemeinhin das erste Wortgestammel bringen, er dachte nicht daran. Aber einmal, als niemand im Zimmer war, klang ein leises Pfeifen von der Wiege her, ein hilfloses Aufstülpen der Lippen begann zu tönen. Das Mädchen, das ihn pflegte, hörte es und wunderte sich, denn das Pfeifen schien fast trotzig und irgendwie einen eigenen Willen auszudrücken, und die Verwunderte dachte: Das wird einer! Sie nannte ihn bald den Pfeifer, und er verlor in der Folgezeit weder diesen Namen noch die Lust, mit aufgestülpten Lippen durch das Leben zu gehen.

Sein Vater war klug, feinfühlig und still, und seine Art, Kinder zu erziehen, war nicht gewöhnlich. Aber er hatte nicht mit einem Sohne gerechnet, der pfeifen konnte. Pfeifen war ihm überhaupt unangenehm, es klang so nach Gasse und Aufsässigkeit. Und so ähnlich entwickelte sich der

junge Pfeifer. Sein Vater merkte schon vor der Schulzeit, daß es aussichtslos war, den Kleinen zu einem gescheiten Menschen zu machen, denn der hatte keine Freude an klugen Gedanken. Nicht einmal an guten. Er schien hart, grob und mit aller Unbekümmertheit auf den eigenen Vorteil bedacht; dazu log er so gut, daß sein Vater immer rot wurde. Von allen Erziehungsmitteln blieb nur noch eine Weidenrute übrig, aber mit den Jahren stellte es sich heraus, wie wenig sie nützte und wie oft sie zerbrach. Vielleicht durfte man dem Jungen etwas Liebe zur Natur nachsagen, denn er konnte alle Vogel- und Tierstimmen nachahmen, und kein Hahn in der ganzen Umgebung krähte so gut wie er. Sonst saß er gern in der brennenden Sonne und tat nichts. In seinem Knabenleben gab es hier und da Beispiele für Freundestreue, Mut und Verzichtenkönnen, aber es waren niemals die Erwachsenen, denen er seine besseren Gefühle zeigte. Ihnen gegenüber ging er in höchst aufsässiger Weise seine eigenen Wege.

Mit vierzehn Jahren pfiff er schon den Mädchen nach, die sich freundlich nach ihm umsahen, denn er hatte eine schöne breite Stirn und ein weißes Gesicht, das wie aus Tannenholz geschnitzt aussah. Etwa um dieselbe Zeit schrieb man seinem Vater, daß ein humanistisches Gymnasium nicht der rechte Ort für die Ausbildung des Jungen sei, der blieb seitdem im Dorf. Mit siebzehn Jahren trieb er die ersten Liebeshändel und zwar gleich so toll, daß dem in Ehren ergrauten Vater das Maß voll schien. Er reichte dem Sohne den Rucksack und ein paar Geldstücke und machte hinter ihm die Tür zu. Dann saß der Vater schluchzend bei seinen Bienen, und der Junge stromerte pfeifend durch das sommerliche Land.

In Berlin gab es damals immer etwas zu verdienen. Er beredete einen Gastwirt, ihn als Nachtigall in seinem Garten anzustellen, und so saß er gut versteckt hinter einem dichten Gebüsch am See und schlug und schluchzte mit seiner schönen Stimme, daß die Liebespärchen und auch ältere Gäste nie vor Mitternacht aufbrachen. Im Winter ging er auf irgend einen Hof, rief die Leute an das Fenster und lud sie zu einer Landpartie ein. Dann ließ er Hähne krähen, Hühner gackern, Enten schnattern, Frösche quaken, Vögel zwitschern, Kühe brüllen und spielte das dörfliche Leben am Morgen, Mittag und Abend. Wer in der Großstadt sollte da nicht begeistert sein!

Der große Krieg fand in ihm keinen Ängstlichen. Der Pfeifer wurde ein sicherer und zäher Frontsoldat, aber der Friede und seine Heimkehrstimmung erschütterten ihn irgendwie. Er wußte nicht recht, wohin. In den guten Friedensjahren vorher war ihm das Durchbrechen gefestigter Lebensgrundsätze, die Freude am Anderssein, fast Bedürfnis gewesen. Doch in der Wirrnis der Nachkriegsjahre begann er das Chaotische fast zu hassen. Er nahm sich, wie alle Frontsoldaten, bald eine Frau und schloß mit ihr eine Ehe vor Standesamt und Kirche mit einer peinlichen Beachtung alles Gebräuchlichen. Ein tiefes Empfinden für die Überlieferung, Ordnung und reine, stille Lebensgestaltung war in ihm plötzlich erwacht, und er kannte sich selbst nicht mehr. Vielleicht war es auch nur eine versteckte Aufsässigkeit gegen die anderen, ein Pfeifen mit umgekehrten Vorzeichen. Wer weiß es?

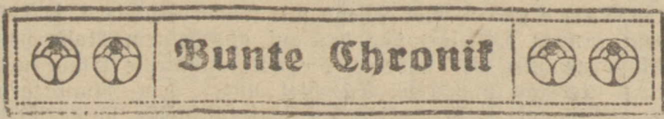
Er beschloß, zu arbeiten. Seine Fähigkeit, Tierstimmen nachzuahmen, führte ihn in eine Schallplattenfabrik, und bald zwitscherte seine Stimme auf tausend Sprechmaschinen im ganzen Land. Merkwürdig, daß man mit einer kindlichen Spielerei so viel Geld verdienen kann! Als der Tonfilm aufkam, führte den Pfeifer sein Weg in die Bureaus der großen Filmkonzerne. Ehe er recht zur Besinnung kam, war er reich.

Eines Tages schenkte ihm seine Frau einen Sohn, auf den er sich lange gefreut hatte. Das Kind gedieh, aber es blieb still und sah in der Wiege alt und nachdenklich aus. Die Mutter, eine starke, gesunde Frau, wunderte sich darüber und noch mehr über das leise, halb geflüsterte Pfeifen, das manchmal aus der Wiege klang. Als der Vater das hörte, erinnerte er sich seiner Jugend. Auch die Worte des eigenen Vaters klangen von fern in sein Ohr: „Wie habe ich mich auf deine Geburt gefreut, ich opferte mein Frau für dich, aber du bist ein Lump geworden!“ Das alles machte ihn nachdenklich, so daß er sogar des Nachts von seinem Vater und der kleinen Dorfschule träumte. Und das ging solange, bis er in die einsame Gegend reiste, die seine Heimat war.

Die Sonne schien feierlich, und es sah aus, als ob es Sonntag wäre. Der Vater saß alt und ergraut im Garten, doch erkannte er den Sohn sofort, und dem fiel plötzlich der Bibelspruch ein: „Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag.“

Er streichelte dem Alten die welke Hand und erzählte, daß es ihm gut gehe. Der Vater sagte: „Ich höre jeden Tag dein Vogelgezwitscher auf der Schallplatte, aber deine eigene Stimme habe ich schon lange nicht gehört“, und der Pfeifer wunderte sich, daß er ihn nicht vergessen hatte. Sie setzten sich in die Laube. „Ich habe auch einen Sohn“, erzählte der Pfeifer. — „So“, sagte der Vater, und was er sonst sprach, war eigentümlich verworren, denn er war schon alt. „Mein Sohn“, fuhr der Pfeifer fort, „spricht fast gar nicht, aber er pfeift in der Wiege. Was kann man da tun?“

„Man läßt ihn pfeifen“, sagte der Alte nachdenklich, „fast alle Söhne pfeifen auf ihre Väter.“



* **Das Betriebskapital.** Bei den Steuerbehörden gelten Musikdirektoren als Unternehmer, die in den Steuererklärungen ihren Bestand an Notenmaterial usw. als „Betriebskapital“ einzusetzen haben. Da der Gewandhausdirigent Arthur Nikisch mit aller Gewalt nicht dazu zu bewegen war, eine solche Erklärung auszufüllen, wurde er eines Tages vor die Steuerbehörde geladen. „Wie hoch beläuft sich Ihr Betriebskapital?“ fragte der Beamte. Nikisch schüttelte betrübt den Kopf: „Mein Betriebskapital sind ein halbes Dutzend Taktstöcke. Wert je 1,50 Mark.“



* **Er denkt an alles.** Ein Schotte kommt eilig an den Schalter eines Warenhauses gestürzt.

„Ist hier das Reisebureau?“ fragte er.

„Jawohl, was wünschen Sie?“

„Ich will nach Neuseeland fahren und möchte mich über die Schiffslinien orientieren.“

„Wollen Sie die kürzeste wissen?“

„Nein, ich will wissen, welche Linie bei Seekrankheit die Mahlzeiten vom Fahrpreis abzieht.“

*

* **Das Telegramm.** Ein Schotte aus einer kleinen Stadt weilte in Edinburg und wollte ein Telegramm aufgeben. Er erkundigte sich auf dem Postamt zunächst nach dem Tarif. Der Beamte überreichte ihm ein Telegrammformular und sagte, jedes Wort koste einen Pence, zwei Worte seien die Mindestzahl, die Namensunterschrift sei frei.

Der Schotte schrieb, ohne sich einen Augenblick zu besinnen:

„Geschäft abgeschlossen. Jameskommefreitagfrüh.“

*

* **Im Wartezimmer.** Im Wartezimmer eines Chirurgen. Ein Herr fragt das Empfangsfräulein:

„Wissen Sie, wen der Herr Professor augenblicklich operiert?“

„Ein Kind, das einen Radiergummi verschluckt hat.“

„Und wer ist der Herr dort, der so ungeduldig wartend auf und ab geht?“

„Ein Schotte, der Besitzer des Radiergummis. Er ist in Sorge, ob er ihn wiederbekommt.“

*

* **Aussichtsvoll.** Sommerfrischler: „Herrlich ist es hier bei Ihnen, Bäuerin! Wenn es ginge, würde ich am liebsten für immer hier bleiben!“

Bäuerin: „Vielleicht läßt sich döss mach'n, Herr Dokta? — I bin nämli schon seit zwei Jahr'n a Witwe!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.